

Ein jüdisches Weisheitswort sagt, Gott habe zwei Herzkammern, eine innere und eine äußere. In der inneren verbirgt er seinen Schmerz und sein Weinen.

Manchmal kann es passieren, dass Gott uns einen Blick in dies Innerste erlaubt. Er verhüllt es im Gleichnis, damit wir es ertragen. Von diesem Innersten möchte ich heute sprechen.

Vor vielen Jahren hatte sich ein Cellist für einen Besuch in meiner Werkstatt angekündigt. Er war Solocellist eines großen deutschen Opernorchesters. Ich kannte ihn von früheren Begegnungen und war stets überwältigt von seinem ungewöhnlich singenden und sinnlichen Ton. Mit 15 Jahren – also hoffnungslos zu spät – bekam er seinen ersten Cellounterricht. Mit 19 Jahren gewann er dann das Probespiel bei den Münchner Philharmonikern.

Damals hatte ich noch mein altes Atelier mit seinem hohen Raum im obersten Stockwerk eines Jugendstilhauses im Münchner Künstlerviertel Lehel. Vom Atelierfenster aus konnte man in den von außen uneinsehbaren Gemüsegarten des St.-Anna-Klosters sehen. Die anderen Fenster gaben einen weiten Blick über die Dächer der Münchner Innenstadt frei.

Der Cellist läutete und schleppte sich langsam die vielen flachen Treppenstufen in den vierten Stock hinauf. Er ließ sich auf einem Werkstattstuhl nieder und wirkte erschöpft. Als er zu sprechen begann, merkte ich schnell, dass seine Erschöpfung nicht wegen des vierten Stockwerks war. Er war ganz offensichtlich wegen seines Instrumentes erschüttert. Er sagte: „Ich muss in wenigen Tagen ein wichtiges Solo spielen, aber die A-Saite meines Cellos ist völlig zu! Ich komme nicht mehr in den Ton rein! Der Klang bleibt matt.“ Er seufzte sehr schwer. Und sagte: „Ich kenne mein Cello. Wir haben doch schon ganz andere Zeiten miteinander gehabt. Der Ton ist früher immer aufgeblüht, mühelos und strahlend in den höchsten Lagen. Das war doch schon so anders mit uns. Aber so, wie es jetzt ist, kann ich das Konzert nicht spielen. (Ich meine, es war Tschaikowskis Schwanensee, aber ich kann mich nicht mehr genau erinnern). Immer wieder hielt er inne, sah mich an und vergewisserte sich, dass ich ihn auch verstand. Er hatte mit dem Instrument alles versucht und war nun regelrecht erschüttert.

Ich kannte das Cello gut. Es war ein Werk des altitalienischen Meisters Giovanni Grancino (Mailand, 1666 – ca. 1726). Ein mutiger Umriss und eine wunderbar tiefe, goldfarbene Grundierung. Der Wert dieses außergewöhnlichen Meisterwerkes lag bei einigen hunderttausend Euro. Ich hörte, dass der Klang der A-Saite tatsächlich unbefriedigend war. Über alle Lagen hinweg hatte die höchste Saite einen in sich verschlossenen Klang. Da war keine Ansprache mehr – und nichts von der Strahlkraft, die ich kannte. Er sagte: „Ich habe schon alle möglichen Saiten probiert. Es hat nichts verändert.“ Er schaute mich an und sagte: „Sie sind meine Hoffnung. Können Sie mir helfen?“ Ich sagte „Ja“, und erschrak im gleichen Moment über meinen Mut, denn ich wusste nicht, was zu tun war. Ich dachte, es muss ein neuer Stimmstock sein. Und es braucht wohl auch einen anders geschnittenen Steg. Ich wusste, er vertraut mir das Cello an (wie sein eigenes Kind), und seine einzige Sehnsucht ist, dass der Klang wieder so frei und offen ist wie früher.

Die Art, wie er mir sein Leid klagte und immer wieder Passagen vorspielte – da habe ich zwei Dinge gespürt, gehört und gesehen, die ich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde:

(1) Das eine: Der Cellist kam mir in diesem Augenblick wie ein Behinderter vor. Als er mir zeigte, wie verschlossen der Klang seines Instrumentes war, hätte er ebenso sagen können: „Mein rechter Arm ist gelähmt. Ich kann ihn nicht mehr bewegen.“ Oder: „Mein Finger schmerzt. Ich kann nicht mehr spielen.“ Was ich hier das erste Mal in dieser Intensität erlebt habe, war: Das Instrument eines großen Musikers ist wie ein Teil seines eigenen Körpers.

(2) Das andere aber war noch erschütternder: In diesem Augenblick war es, als würde der Himmel etwas vom Innersten Gottes zu erkennen geben. Es war, als würde ich etwas vom Herzen Gottes sehen. Als dieser Mensch in seiner Not sein Cello spielte und vergeblich versuchte, darin seine Stimme zu finden, war dies wie ein Offenbarungsmoment. Gott sprach mir in diesem Augenblick einen Wesenszug seiner selbst ins Herz. Ich sah in dem Cellisten etwas von Gott, und in seinem Gesicht das Gesicht Christi, der sagt: „Wie dieser Musiker an seinem Instrument behindert ist, so ist Gott an Euch behindert, die ihr seine Instrumente seid.“

Da ist das Gleiche: „Ich komme nicht mehr rein in deinen Ton! Warum hast du dich so verschlossen? Das war doch schon einmal so anders mit uns! Du warst einmal offen. Jetzt aber ist deine Seele matt und dein Glaube voller Widerstand! Was ist los mit dir? Warum dieses Misstrauen gegen mich? Du warst einmal frei und leuchtend und hattest eine innige Beziehung mit mir. Jetzt aber bist du so verletzt und verschlossen. Wo ist dein strahlender, freier Ton?“

So ließ mich dieser Cellist mit seinem Instrument allein. Ich legte es auf die Hobelbank und sah mir alles eine ganze Weile an. Der Steg erschien mir eigentlich nicht sehr verkehrt zu sein, und auch der Stimmstock stand im normalen Bereich. Was war mit dem Instrument los? Ich kannte es ganz anders. Oft sind es nur kleine Dinge, die sich verändert oder verschoben haben, aber die können den Ton ruinieren. Wie immer, wenn ich mit meinem Latein an Ende war, verließ ich auch diesmal die Werkstatt und ging in die St.-Anna-Kirche. Sie war nur zwei Minuten entfernt: ein großartiger, im Sommer wunderbar kühler Raum mit einem gewaltigen Christusmosaik in der Apsis. Ich war allein, setzte mich in eine der Bankreihen und suchte nach innerer Einsicht und Inspiration. Diese Zeiten dort waren mir schon oft erfrischend und stärkend gewesen. Es war ein Rückzugsraum und eine innere Heimat neben der Werkstatt. So horchte ich in mich hinein.

Nach gut einer Viertelstunde ging ich zurück in die Werkstatt und fasste den Mut, die Saiten abzuspannen und einen neuen Steg und Stimmstock zu beginnen. Der Stimmstock (oder auch einfach „die Stimme“) heißt übrigens im italienischen Geigenbau Anima, die Seele. Es ist das kleine runde Hölzchen, das zwischen Boden und Decke gesetzt wird und beide Schwingungssysteme miteinander verbindet. Es entsteht eine Kopplung der Resonanzen.

Ich hatte keine zwanzig Minuten gearbeitet, da klingelte das Telefon. Es war der Cellist. Er sagte: „Ich will nicht stören. Und ich bin mir sicher, dass Sie das gut hinkriegen werde. Aber wenn es Ihnen doch nicht gelingt, können Sie dann auf jeden Fall den alten Steg und Stimmstock gut aufbewahren, damit man das Instrument notfalls wieder so herrichten kann, wie es jetzt ist...?“

Dieser Anruf stärkte nicht gerade mein Selbstvertrauen. Ich beruhigte ihn und sagte, das sei gewiss nicht nötig, aber ich würde die Dinge aufbewahren.

Es verging keine Viertelstunde, da klingelte das Telefon erneut. Er wolle nur eine einzige Sache noch anmerken. Früher habe er das Cello einmal bei einem Geigenbauer gehabt, von dem er viel gehalten habe. Aber anschließend habe das Cello geklungen wie eine Kreissäge und ob ich ganz sicher sei... Ich beruhigte ihn, das Cello werde bestimmt gut klingen, ich hätte eine ganz gute Vorstellung davon, was zu tun sei. Und so machte ich mich an die Arbeit...

Was ich damals in der Werkstatt mit dem Cellisten begriffen hatte, war kein bloßer Gedanke. Es war viel mehr ein inneres Hören und Spüren. Es war als hätte ich für einen Moment etwas von Gott selbst gesehen – ein Leiden, eine Verletzbarkeit, eine Behinderung der Nähe – eine Nähe, die behindert ist, weil sie gedämpft wird! Ich glaube, wir müssen etwas von dieser Verletzbarkeit sehen, um unsere Berufung zu begreifen.

Der Cellist war an seinem Instrument behindert. Der schlechte Klang hinderte ihn daran, zu zeigen, wer er als Musiker war. Aber was hat er getan? Er hätte das Cello wütend wegschieben können und ausrufen können: „Dieses verstockte Instrument! Dieser verschlossene Klang! ... Was hindert mich dies Instrument daran, zu zeigen, wer ich als Musiker bin!“

Der Cellist hat an seinem Instrument gelitten. Doch er linderte dieses Leiden nicht dadurch, dass er stattdessen (– das Instrument noch immer in Händen –) zu singen begann. Er hat es nicht getan, denn sein Klang sollte auf eine andere Weise hörbar werden. Das Instrument sollte seine Stimme sein.

So offenbart auch Gott sich in unserer Welt nicht durch einen allmächtigen Gesang. Denn seine Gegenwart besteht nicht darin, allmächtig zu singen, sondern die Instrumente der Berufung zum Klingen zu bringen.

Darum brachte der Cellist sein Instrument in die Werkstatt. So bringt auch Gott die Menschen in die Werkstatt des Messias. Die Evangelien sind voll von dieser Klangeinstellung und zeigen in so vielen wunderbaren Geschichten, was da geschieht: Die Geschichte des Zachäus ist ein Beispiel für ein Instrument, das einen scheußlichen Klang hatte. In der Begegnung mit Jesus ist dann etwas Unbegreifliches geschehen ... und am Ende heißt es über das Wunder, das im Resonanzboden des Herzens geschah: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!“ – ein neuer Klang!

Genau wie das Cello hatte auch Zachäus seinen Wert nie verloren. Der Wert konnte nur nicht mehr wirksam werden. Der Klang war entstellt. Zachäus war an dem Abend in der Werkstatt des Meisters und bekam einen neuen Klang. Denn sein Herz – der Resonanzboden für all das, was geschehen kann – wurde verändert.

Vertrau dich als Instrument der Werkstatt des Meisters an, wo du einen neuen, freien und heilsamen Klang bekommst!“ Das ist das Evangelium.

All dies ist ausgedrückt in dem Wort „Person“. Es ist zusammengesetzt aus den Worten *per* (hindurch) und *sonum* (klingen) – wörtlich also „hindurch klingen“. Personum – was kommt durch dich zum Klingen?

Ich habe fünf Jahre lang versucht, aufzuschreiben, was ich in diesem einen Augenblick sah, als der Himmel offen war und ich etwas vom Herzen Gottes zu spüren bekam. Aber ich habe gemerkt, ich kann es nicht. Denn jedes Mal, wenn ich versucht habe, es aufzuschreiben, habe ich gemerkt: ich schreibe es kaputt. Denn ich habe keine Worte dafür. Ich hatte es gesehen, aber noch nicht durchlebt; und darum war es nicht reif. Aber die fünf Jahre haben meinen Glauben von Grund auf verändert.

Erst als ich dann durch Zufall dieses kleine Buch des großen jüdischen Philosophen Hans Jonas in die Hände bekam „Der Gottesbegriff nach Auschwitz“ – ein Vortrag, den er über 90 Jahre alt, in Tübingen gehalten hatte – konnte ich endlich darüber schreiben. Denn er hatte etwas Ähnliches gesehen. Es war wie eine innere Explosion, eine Freisetzung. Die 50 Seiten, die ich über diesen einen Moment in meinem Buch „Der Klang“ geschrieben habe, flossen dann fast wie von selbst heraus.<sup>1</sup>

An diesem Cellisten habe ich etwas vom Leiden Gottes erkannt – diese Behinderung des Heiligen. Doch welche Art von Leiden ist das? So wie in der Gottesliebe göttliche Vollkommenheit ist, so ist auch in seinem Leiden göttliche Vollkommenheit. Denn es ist das Leiden der Liebe selbst. Es ist das Leiden einer Liebe, die uns zum Guten berufen kann, die aber um der Liebe willen nichts erzwingen kann. Denn die Liebe beruft. Aber sie unterwirft nicht.

Auch wir werden nicht unterworfen. Darum sollten wir auch keine Unterwürfigkeit gegenüber Gott haben, sondern forschen, ringen, suchen, lieben und fragen. Das ist ein starker Klang, dass wir lernen, uns von Gott spielen zu lassen.

So wie ich als Geigenbauer am Leiden des Musikers Anteil nehme, nahm Jesus Anteil am Leiden Gottes. Jesus litt am stumpfen und verschlossenen Klang des Unglaubens, der sich voller Widerstand und Misstrauen gegen Gott verschloss. Wir sehen dies Leiden in seinen Tränen: „Als er nahe hinzukam, sah er die Stadt und weinte über sie“ (Lk 19,41). Wir hören dies Leiden in seiner Enttäuschung: „O du ungläubiges Geschlecht! Wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen“ (Mk 9,19). Wir begreifen dies Leiden in seiner Ohnmacht – wie es im Markusevangelium heißt: „Wegen ihres Unglaubens konnte er dort nicht eine einzige Tat tun“ (Mk 6,5).

Mit einem Wort: In Jesus wird nicht nur die Liebe Gottes Mensch, sondern es wird auch das Leiden Gottes Mensch.

---

<sup>1</sup> Der Klang, Köselverlag München 2010 (Kapitel 7).

Auch die frühen geistlichen Väter haben es so gesehen. So sagte etwa der Kirchenvater Origenes (im 3. Jh.): *„Wenn er unser Leiden nicht schon vorher getragen hätte, wäre er nicht gekommen, um das menschliche Leben mit uns zu teilen. [...] „Die Passion war vor der Inkarnation“*<sup>2</sup>

Ich muss noch tiefer in diese Verletzbarkeit Gottes hineingehen:

„Seht, das Lamm Gottes!“ – so wird Jesus von Johannes dem Täufer genannt. Dies Wort ist überwältigend. Denn es sagt: Die Anwesenheit Gottes, die wir in Jesus sehen, ist das Verletzlichste, was man je verletzen kann. Es ist die Lammesnatur Gottes in unserer Welt.

Das Wesen Gottes ist nicht verletzbar. Die Anwesenheit Gottes aber ist das Verletzbarste, was man je verletzen kann. Wir können die Anwesenheit Gottes nur lieben, wenn wir sie als etwas Verletzbares begreifen. So entsteht eine tiefe und liebende Behutsamkeit mit Gott.

Seit ich dies alles gesehen habe, frage ich nicht mehr: „Ist Gott jetzt da?“. Das ist eine unsäglich banale Frage, die man nur mit Ja oder Nein beantworten kann. Sondern ich frage: „In welchem Ausmaß ist Gott da?“ Denn das Maß seiner Anwesenheit (seiner Gegenwart, seiner Herrlichkeit, seiner Wirksamkeit) kann zunehmen, und es kann abnehmen.

Religion kann abgründig sein, weil viele genau dies nicht verstehen. Es war der tragische Irrtum des Judas. Er hat diese Verletzbarkeit nicht ausgehalten. Er sprach in seinem Herzen: „So setze dich doch endlich durch! Du hast die Macht! Durch dich soll das Gottesreich und all das Gute kommen! Ich werde dich verraten. Nicht, weil ich das Böse will, sondern weil ich das Gute erzwingen will. Mein Verrat wird dich dazu bringen, dich durchzusetzen.“

Seit jeher hat der fromme Fanatismus hier seine bittere Quelle. Der Fanatiker macht sich in all dem Guten, das er will, zum Judas. Judas konnte nicht ertragen, dass die Gnade sich nicht über den hinwegsetzt, den sie beruft. Judas war empört, dass die Macht Gottes, die er in Jesus sah, nicht bereit war, sich durchzusetzen – nicht gegen den Glauben der Menschen, nicht gegen die Berufung zur Liebe, nicht gegen die Herrschaft der Gnade. Keine Unterwerfung! Alle Judasjünger versuchen in ihrem religiösen Fanatismus, aus der Berufungsgeschichte eine Unterwerfungsgeschichte zu machen.

Judas wollte das Instrument zwingen. Er litt unter dem verschlossenen, hässlichen Klang. Das gottlose Leben sollte sich endlich dem Guten unterwerfen.

Gott aber fängt in unserer Welt nicht an, allmächtig zu singen, sondern in Christus geht es darum, die Instrumente der Berufung zum Klingen zu bringen. Das Instrument erhört den Musiker, der es spielt. Das heißt, es geht um dieses innige Zusammenspiel mit Gott, wie Christus sagt: „Du in mir und ich in dir.“

---

<sup>2</sup> Griechischer Theologe und Philosoph, geb. 185 n. Chr. in Alexandria. Origenes starb im Jahre 254 in Tyros an den Folgen von Folterungen, die er während der Christenverfolgung unter Kaiser Decius erlitten hatte.

Das Judentum sagt: Die Schechina, dieser Klang der Gottesgegenwart, kann geschändet werden wie eine Frau. In den gleichen Worten spricht auch das Neue Testament über die verletzbare Wirksamkeit Gottes, wenn es heißt. „Betrübt nicht den Heiligen Geist.“ Wörtlich: „Verletzt nicht den Heiligen Geist.“ Das Wort, das hier im Urtext steht, ist ein Wort, das für die Geburtswehen der Frau verwendet wird. So haben wir den Schmerz Gottes zu verstehen.

Es ist ein Geburtsvorgang. Wie auch der neue Klang! (Meine Frau musste in den Anfangsjahren manchmal aus der Werkstatt gehen, wenn ich gemeinsam mit dem Musiker den Klang eines Instrumentes eingestellt habe. Sie hat gesagt, das hält sie nicht aus. „Das ist eine Geburt!“)

In der Werkstatt des Messias, wird im Innersten des Menschen ein neuer Klang geboren. Es ist das, was auch der Prophet Jesaja hört. Im 42. Kapitel des Buches Jesaja heißt es: *„So spricht der Herr: Ich schwieg wohl eine lange Zeit, war still und hielt an mich. Nun aber will ich schreien wie eine Gebärende. Ich will laut rufen und schreien.“*

Was bedeutet diese Einsicht vom Leiden Gottes für mein Leben, für meinen Glauben?

(1) Das eine: Ich merke, wie sich in all den Jahren, seit ich diesen Moment mit dem Cellisten erlebte, mein Glaube immer mehr verändert hat. Da ist nicht der ordinäre Glaube, der meint, Gott müsste doch nur mit den Fingern schnippen – und die Dinge würden geschehen. Sondern es ist eine ungeahnte Behutsamkeit mit Gott. Mein Glaube ist auch ein tiefes, liebendes Mitfühlen mit Gott.

Wir brauchen Mut für dies innige Zusammenspiel – das heißt, dass wir an etwas Verletzbares glauben. Alle wahre Schönheit ist verletzlich. Der Kontaktpunkt zwischen dem Cellobogen und der schwingenden Saite ist verletzlich. Doch gerade hier entsteht der Klang. Zu viel Druck, und der Ton wird kratzen. Zu wenig Kontakt, und der Ton bricht weg. Man braucht Jahre, es zu erlernen. Alle Schönheit lebt aus einem verletzbaren Geschehen. Das Entscheidende spielt sich immer in der Verletzbarkeit ab.

Wir sind zu diesem innigen, unmittelbaren Zusammenspiel mit Gott berufen. Und in diese Berufung wird die ganze Vollmacht des Himmels gegossen. Aber nicht daran vorbei.

(2) Das zweite: So paradox es klingen mag, aber wir schützen unsere Liebe einzig durch Verletzbarkeit. Lass nicht zu, dass der Schmerz der Erfahrung dir deine Verletzlichkeit und damit deine Liebe raubt. Denn wenn Du beschlossen hast, nicht länger verletzt zu werden, dann hast du beschlossen, nicht länger zu lieben. Wir beschützen unseren Glauben nicht dadurch, dass wir Recht behalten, sondern dadurch dass wir – aller Enttäuschungen und Widrigkeiten zum Trotz! – Liebende bleiben. Das ist der Schutz des Glaubens, denn dadurch bleiben wir in Gott.

Ich habe durch manche Krisen und Enttäuschungen meine sprichwörtliche „Unschuld gegenüber dem Leben“ verloren. Ein Bekannter, der eine städteübergreifende Arbeit mit Straßenkindern ins Leben gerufen hat, sagte einmal, er könne nur mit ernüchterten Menschen arbeiten, nicht mit Weltverbesserern. Seine Mitarbeiter seien Menschen, die durch manch harte Erfahrung hindurch ihre Schwärmerei, nicht aber ihre Liebe verloren haben.

Was dies Gleichnis vom Cellisten und dem verschlossenen Klang uns fragt, ist dies: Darf Gott dich spielen? Darf er durch dich reden – weil er dich immer wieder ganz für sich allein hat? Darf er durch dich wirksam werden, weil dein Herz den Mut gefasst hat, ihm zu vertrauen?

Der Glaube ist eine verletzbare Schönheit, zu der wir berufen sind. Darum ist diese Verletzbarkeit im Tiefsten charismatisch. Charis (die Gnade) heißt übersetzt auch: Anmut des Schönen. Die Gnade, die Gott in uns sucht, ist die Gnade, verletzbar zu bleiben.

Bleibe fähig, enttäuscht zu werden. Denn das heißt, dass du noch zur Hoffnung fähig bist – und dass du durch deine verletzbare Hoffnung tief und echt am Leben bist. Der Cellist hatte große Hoffnung, darum hat er mir sein Instrument anvertraut.

Das Schöne am Spielen des Instrumentes ist, mit Resonanzen zu spielen – zu spüren, wie etwas in Resonanz gerät. Das ist auch die große Liebe des Heiligen Geistes, seinen Bogen auf die Saiten unseres Glaubens zu legen und mit uns in Resonanz zu sein. Da spürt man im Instrument das ihm gegebene Leben.

Man spürt die Kraft und es kommt etwas zurück. Man kann den klingenden Ton formen und ihn kneten als sei er Ton in den Händen des Töpfers. Es ist dieser dichte Ton, der den Bogen bremst, weil das Instrument die Energie aufnimmt, die man ihm gibt. Es unterwirft sich nicht. Es lässt sich spielen.

So will ich am Ende auch erzählen, wie es mit dem Cello und dem Cellisten ausging. Zwei Tage später kam er wieder zu mir, um das neu eingestellte Instrument auszuprobieren. Man kann sich vorstellen, dass solche Momente seitens des Geigenbauers – so selbstbewusst man sich auch geben mag – zwiespältige Emotionen wecken. Die Spannung ist groß. Man arbeitet im Grunde nicht mit einem Instrument, sondern mit der Stimme des Musikers. Die Erlösung stellt sich erst dann ein, wenn der Musiker ausruft, wie wunderbar das Instrument geworden ist. Das erste Ausprobieren dauert in der Regel nicht länger als ein/zwei Minuten. So setzte jener Cellist sich hin und begann charakteristische Stellen zu spielen: Dvořák, Schumann, Schostakowitsch – all die großen Dinge. Ich schloss meine Augen und fühlte mich in den Ton hinein. Er hörte nicht mehr auf, zu spielen, und es vergingen gut zwanzig (!) Minuten, ehe er den Bogen zur Seite legte. Anstatt nun aber etwas zu sagen, schaute er mich an und fragte: „Herr Schleske, wie finden Sie denn nun den Klang?“ Das war unerwartet, ich war nervös und begann einen Sendersuchlauf nach einer günstigen Antwort, entschied ich mich aber dann für eine ehrliche Antwort: „Insgesamt bin ich zufrieden. Die A-Saite ist viel freier, strahlend, offen. Die D-Saite passt gut dazu. Da sind beim Saitenwechsel keine Brüche. Die C-Saite hat erheblich an Potenz und Kraft gewonnen. Sie schnurrt auch im Piano samtig und warm in der Tiefe... – aber die G-Saite ist ein Problem. Da fühlen Sie sich nicht wohl.“ Er

schaute mich an und war sprachlos. Ihm habe schon manchmal jemand treffend gesagt, was er höre, aber er könne sich nicht erinnern, dass ihm jemals jemand gesagt habe, wie er sich beim Spielen fühle. Aber es sei genau wie ich es sage. Die G-Saite sei noch ein Problem. So verbrachten wir noch eine gute (und anstrengende!) Stunde mit kleinsten Korrekturen, bis auch die G-Saite sich in das Klangspektrum zwischen C- und D-Saite einzufügen begann.

Es war ein wunderbares Konzert, das er Tage später gab. Man hatte beim Zusehen den Eindruck, er sei mit dem Instrument vollkommen eins. Denn jede Bewegung hatte eine große Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Er suchte in seiner Demut nach einem wirklich singenden Ton.

Was also wollte ich mit all dem sagen?

Für den Cellisten war das Cello wie ein Teil seines Körpers. Er spürt es. Er spürt seine Offenheit oder Verslossenheit. Er durchlebt, was mit dem Cello möglich ist. Er ergründet den Klang.

So sind auch wir mit Gott verbunden. Wir lassen Gott spüren, wie es um uns steht. Wie es das Buch Hiob poetisch über ein ganzes Kapitel entfaltet: Die Weisheit Gottes ergründet das Leben. Das ist der Grund, warum es uns gibt.

Als dieser Cellist nach den Tagen der Klangeinstellung in meiner Werkstatt das neu eingestellte Cello ausprobierte, sagte er am Ende tief erleichtert und übergücklich: „In den hohen Lagen ist es jetzt nicht mehr wie Cello spielen, sondern wie singen.“

Das wird auch für uns das höchste Glück unseres Lebens sein, wenn Gott einmal auf die Dinge unseres Lebens zeigen wird und sagen wird: Schau dies hier! ... und das! Da war es mit dir nicht mehr wie Cellospielen, sondern wie singen.

Es ist ein gemeinsamer Klang, eine heilige Gleichzeitigkeit mit Gott. Gott mag in anderen Welten andere Instrumente haben, hier aber ist es der Chorraum der Herzen, die gelernt haben, Gott zu erhören. Wie ein Instrument in den Händen des Musikers soll unsere Liebe einmal sehen, wie sehr sie eine Geliebte des Ewigen war, ein Instrument seiner Schönheit.

Unsere Berufung ist ein liebendes Zusammenspiel mit Gott. Das muss unserem Glauben gesagt werden. An Gottes Anwesenheit teilzuhaben, ist der unendlich verletzbare Sinn unseres Lebens.

Vielen Dank.